

Rosenke & Co.



Unterwegs.

Fünfzig meist unnötige Betätigungen
aus mehr als fünfzig Jahren

Inhalt

Einstimmung

Erste Urlaubsreise nach '45

Trampen

Zwei Mann mit Hund

Erzgebirge

Wissenschaftliche Seefahrt

Kreuz und Quer

Sommerurlaub in Rerik

Forschungsfahrt auf der Ostsee

Südliches Wandern

Anno Einundsechzig

Nordische Regenfahrt

Bergauf bergab

Mit dem Rucksack in Skandinavien

Ein Pfingstbesuch

Von Berg zu Berg

Streifzug durch Persien

Die Besteigung des Ben Nevis

Dalmatinische Tauchfahrt

Quer durch den Bodensee

Suchumi

Tauchen auf Giglio

Einmal Yokohama und zurück

Transsibirische Eisenbahn

Ruf der Wildnis

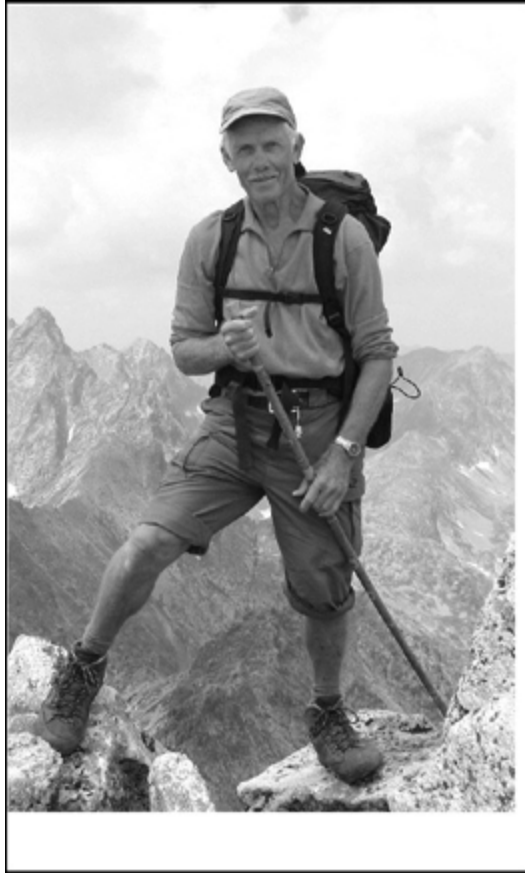
Kleinasien

Afrika-Reise
Grönland
Paddeln
Überführungstörn mit Hindernissen
Die Schlucht von Samaria
Auf den Azoren
Vergangenheit, die sich als Zukunft ausgibt
Auf den Faröern
Rund um Tirschenreuth
Im Winter durch den Ärmelkanal
Campen
In der DDR-Provinz
Urlaub im Mammut-Hotel
Es blinkt ein einsam Segel
Erster Marathon
Letzter Besuch im Sozialismus
Triumphlauf rund um Berlin
Erinnerungstour
Ausflug nach Ischia
Die Sandale
Der 100-km-Lauf von Biel
Auf Kur
Auf den Brocken
Letzter Marathon
Kilimanjaro
Ausklang

Die Verfasser der Texte:



Eberhard (*1936)



Reinhard (*1940)



Peter (*1937)

Eberhard und Reinhard sind Brüder, Eberhard und Peter enge Freunde. Alle drei sind im DDR-Berlin aufgewachsen und kurz vor dem Bau der „Berliner Mauer“ in den „Westen“ übersiedelt. Ihre Lebenswege waren verschieden, aber sie blieben immer in Verbindung.

Reinhard und Eberhard veröffentlichten schon in den 80er Jahren gemeinsam zwei Reisebücher: ***Wildniswandern in Kanada und Alaska*** und ***Australisches Radabenteuer***, Eberhard in den 90ern den Bericht einer Berlin-Wanderung: ***Ein Rucksackdeutscher tippelt von München nach Berlin*** (1993). Reinhard unternahm nach dem Tode seiner Frau (2006) einige strapaziöse Ein-Mann-Expeditionen, die ihren schriftlichen Niederschlag in den folgenden Büchern fanden: ***Rund um die Ostsee*** (2006), ***Berlin-Wolgograd***

(2008), ***Berlin-Königsberg*** (2009), ***Meine Wanderung von Zittau nach Rumänien*** (2010) und ***Mit dem Fahrrad im Südmeer*** (2011/12) (alle Bücher sind im Buchhandel erhältlich).

Einstimmung

Peter 1958

Es ist ja klar, daß ein Leben auf einem Schiff oder in anderen Ländern auch nicht ganz anders sein kann als zu Hause. Rumquälen muß man sich dabei sogar noch mehr. Man kann höchstens versuchen, durch Eigentätigkeit der zähen Masse des grauen Alltags einen rosig-romantischen Schimmer abzujagen. Aber das ist mühsam und meistens ist man zu faul dazu. Richtige Abenteuer, z.B. Schiffbruch, Angriff von Piraten, Meuterei, Skorbut sind solche herrlichen Glücksfälle, daß sie nur zu den ganz großen Ausnahmen zählen. Wenn man einen Abenteuer- oder Kriminalroman liest oder einen entsprechenden Film sieht, dann wird dort von einem Ereignis erzählt, das mal ein Mensch hatte. Es gibt unter hundert Menschen vielleicht nicht einen, der mal ein spannendes Abenteuer erlebt hat. Aber noch seltener ist es, daß ein Mensch gleich mehrere erlebt oder daß sich gar sein ganzes Leben daraus zusammensetzt. Dietrich hat mir aus Israel geschrieben: seine blöde Landarbeit ist bestimmt nicht schön - und weiter passiert nichts. Denn sehr erbauend ist es sicher nicht, in glühender Hitze zu leben, Sonnenstiche zu bekommen, dauernd an Dünnschiß zu leiden u.ä.

Aber wenn Ihr schon, gemessen am Maßstab Old Shatterhands, wenig erlebt habt, und das noch eintönig ist, was soll ich da erzählen! Ich war bis jetzt nur zu Hause. Ich hätte mit unseren Brüdern und noch paar Bengels für zehn Tage an den Stechlin-See fahren können. Die Aussicht war mir jedoch zu langweilig. Sonst käme nur eine Allein-Tour infrage. Vielleicht mache ich noch etwas.

Es ist traurig, daß wir so zivilisiert leben müssen. Manchmal ist mir, als wollte mich ein an den Irrsinn

grenzender Rappel packen. Ich springe auf, laufe kichernd in den Wald oder schleiche nachts auf dem Friedhof herum - um mir Gespenster einzubilden. Aber es wird anders werden. Wir sind alle nach der Penne mit wunder was für Vorstellungen „ins Leben“ gegangen. Aber weil das nun fast ebenso doof ist und nichts passiert, soll man aufgeben? Man muß versuchen, die Langeweile und Trägheit zu schlagen. Man muß, wenn das Leben nicht auf einen zukommt, in dasselbe hineintrampeln, daß ihm Angst und Bange wird. Oft traut man sich nicht und wartet noch: „Na, wird schon noch!“ aber das ist alles Unsinn. Herrgott, was kann denn passieren? Man kann höchstens eher sterben.

Es ist sicher nicht die Kunst des Abenteurers, in gelangweilter Pose dazustehen und lässig dolle Dinger zu erleben, sondern auf die rollenden Steine zu springen, andere anstoßen und mit Neugier warten, was wird. Diese Steine sind überall verstreut. Man muß sie nur sehen. Ich glaube, das Ulkigste kann ein Verrückter erleben.

Planloses Dahinrollen, Treibenlassen zeugt von Willensschwäche und etwas Dummheit, zielstrebiges Wesen, ohne Blick nach rechts und links, von Engstirnigkeit. So muß man sich dazwischen den Weg suche, an dessen Ende ganz bestimmt ein Abenteuer steht das größte, was man sich denken kann: der Tod. Das muß verdammt lustig sein!

Übrigens schreibe ich diese Zeilen an einem Stehpult, das ich mir gebaut habe. Es wird zwar viel verlacht, aber nur von Modedümmlingen. (Das sind solche, die alles, was modern ist oder gebräuchlich, richtig finden und alles andere albern oder gemein). Schließlich haben die Leute früher immer im Stehen gearbeitet. Ich bin fürs Abwechseln: mal sitzen, mal stehen. Damit genug für den blaulächelnden Mond. Ach so, neulich haben einige Mädels ein Fest gefeiert und außer mir waren noch Wolfgang und Günter nebst anderen Bengels da. War ulkig. Wolfgang war so blau, daß er dauernd gekotzt hat und die Gartentür zerbrach. Mir hat sich noch alles bis zum nächsten Mittag gedreht. Dann

bekam ich eine kleine Fleischvergiftung und bin beinahe eingegangen vor Übelkeit. Aber die Frauen waren gut.

Erste Urlaubsreise nach '45

Eberhard 1951

Heute ist der 6. August, der letzte Tag vor unserer Stechlinsee-Reise. Rannte den ganzen Tag in Köpenick 'rum, nach Kleinigkeiten. Mußte leider auch zum Friseur. Zu allem Überfluß hatten wir Besuch von Frau B. Störte aber wenig. Auf der Kommode häuften sich eine Unmenge Sachen an. Dachte, sie würden nicht in drei Koffer reinpassen, gingen aber in einen großen und einen kleinen. Reinhard bekam Reisefieber.

Wir standen schon vor sieben auf. Als wir gehen wollten, merkten wir, daß Frau B. ihren Personalausweis bei uns liegengelassen hatte. Was tun? Wir beschlossen, daß Mutti zu ihr nach Prenzlauer Berg fährt. Um 9.17 Uhr zogen wir endlich los: mit großem und kleinem Koffer, zwei Taschen und Jacken. Waren gerade 50 Meter gegangen, da ging vom Koffer der Henkel ab. Wir hoben den kleinen Koffer auf den großen, einer faßte vorn an, der andere hinten, und weiter ging's. In „Hirschgarten“ fuhr uns die S-Bahn vor der Nase weg, die nächste war knüppeldickevoll. Am „Ostkreuz“ trennten wir uns: Mutti fuhr zu Frau B., wir nach Oranienburg, das dauerte zwei Stunden. Um 13 Uhr kam ein schäbiger Bus für 48 Personen, 70 wollten mitfahren. Wir erkämpften Sitzplätze. Der Rest fuhr mit anderen Autos. Die Fahrt nach Neu-Globsow dauerte eineinhalb Stunden. Wir wohnen bei einem Schuhmachermeister. Der Stechlinsee ist ein herrlicher See, umrahmt von Buchenwäldern, das Wasser klarer als im Heinitzsee. Wir badeten und kletterten. Zum Abendbrot: Fisch, als Nachtisch Gurkensalat. Wurde ziemlich satt.

Wachte um sechs vom Gackern der Hühner auf. Um acht gab's Frühstück: 2 Schrippen, einen Klecks Butter und einen Klecks Marmelade. Brot kann man nachbestellen. Nach dem Frühstück wanderten wir zum Fenchelberg, zwei Kilometer nördlich von Neu-Globsow, direkt am Wasser. Herrlicher Wald. Fing eine Ringelnatter und brachte sie auf den Berg. Dabei ließ ich meine Taucherbrille liegen. Als ich vom Berg herunterkam, war sie weg, Leute hatten sie mitgenommen. Ich raste ihnen nach, erst in der falschen Richtung. Endlich holte ich sie ein. Einer hielt die Brille in der Hand, er gab sie mir. Wir baden immer nackt. Im Wasser sind viele Pflanzen, manche 5-6 Meter lang. Es gibt viele Fische, meist Barsche. Heute sah ich einen halbmeterlangen Hecht in vier Meter Tiefe. Reinhard ist begeistert, will sich auch eine Taucherbrille besorgen, auch Papa lernt sie schätzen. Das Wetter ist durchwachsen: mal Sonne, mal Regen.

Um halb eins gibt's Mittagessen im Hotel *Seeterassen*, heute: Königsberger Klopse und Pudding. Leider zu wenig Kartoffeln. Wurden nicht satt. Um halb vier, nach dem Kaffee, wanderten wir am Dagow-See entlang nach Dagow und überschritten die mecklenburgische Grenze. Dann badeten wir an derselben Stelle wie vormittags und jagten Fische: Reinhard mit der Harpune, ich mit dem Kescher. Fingen nichts. Plötzlich vermißten wir unsere Zimmerschlüssel. Große Aufregung. Papa, der die Schlüssel eingesteckt hatte, ging den Weg zurück: umsonst. Auch in der Wohnung waren sie nicht. Mutti bekam Bauchschmerzen vor Ärger. Ein Schlosser mußte kommen. Zum Abendbrot Kartoffelsalat und Stullen mit Wurst. Reinhard war den ganzen Abend bei der Kuh im Stall.

Machte mit Reinhard um sieben einen Morgenspaziergang. Kühles Wetter. Gingen einen unbekanntem Weg. Er führte durch eine Wiese voller Disteln und Brennesseln, ich war barfuß, den Rest kann man sich denken. Waren fast drüben, da standen wir vor einem

breiten, sumpfigen Bach, wollten aber nicht mehr umkehren. Ich bemerkte einen dünnen Baum, der schräg zu uns herüber wuchs. Sein Wipfel berührte diesseits den Boden. Ich hangelte rüber. Reinhard schaffte es nicht, denn es war sehr schwer. Doch nicht weit entfernt fanden wir eine Stelle, wo er leicht rüber konnte. Nach dem Frühstück gingen wir zwei Kilometer am Südufer des Stechlin entlang, an der alten Fischerhütte vorbei. Dort lagerten, spielten, badeten und kletterten wir. Reinhard verlor zum zweiten Mal sein Messer, fand es aber wieder, ich meine zweite Harpunenspitze, fand sie aber nicht wieder.

Zum Mittag Mohrrübeneintopf mit Hammelfleisch, hinterher gebratene Nudeln mit Zucker und Zimt. Ein Gewitter zog auf. Kamen gerade noch rechtzeitig vor dem großen Guß nach Hause. Als der Regen aufgehört hatte, war es kühl geworden. Spielte mit Reinhard Faustball bis zum Abendbrot. Es gab Kochfisch und Kartoffeln und danach 'ne Stulle mit dick Butter und zwei Scheiben Limburger Käse.



Gingen zur alten Stelle am Fenchelberg. Schnitzten Boote und ließen sie fahren. Mutti war zum Einkaufen bei der HO, Papa malte, ging dann Mutti entgegen. Beide verfehlten sich: Papa ging oben, Mutti unten lang. Als die Familie wieder beisammen war, gingen Reinhard und ich baden. Stürmisches Wetter: Windstärke 8, aber sonnig, nur locker bewölkt. Große Wellen mit Schaumkämmen.

Mittagessen: Gemüsesuppe, als Hauptspeise Hammelkotelett mit Kartoffeln. Nach dem Essen wanderten wir drei Männer um den Stechlin herum, nur die Halbinsel wurde ausgelassen. Wir machten noch einen Abstecher zum Nemitzsee und kamen am Kleinen Stechlin vorbei. Er ist gänzlich verschilft und versumpft. Auch der Nemitzsee ist verschilft, aber nur am Rande. Wir wanderten die ganze Zeit durch herrlichen Wald, der manchmal urwaldartig war. Überall umgebrochene dicke und dünne Bäume, dichtes Unterholz. Papa sah drei Rehe, wir nur eines. Am Nordende

entdeckten wir etwas Seltsames: eine Buche hielt eine trockene Kiefer, die anderthalb Meter über dem Boden abgesägt war, mit ihrer Haut umklammert. Zweimal badeten wir. Zum Abendbrot gab's erst Grießsuppe, dann einen Salzhering, 20 g Butter und Kartoffeln. Unsere Salzheringe aß Papa. Kaffee und Kuchen vom Nachmittag bekamen wir auch noch.

Wachten um sechs auf, lasen bis zum Frühstück. Die Bücher stammen aus einer Kammer in unserem Zimmer. Meines heißt: *Drei Mann in einem Boot, vom Hunde ganz zu schweigen* von Jerome K. Jerome. Ist ulkig. Nach dem Frühstück gingen wir alle an den See. Der Sturm von gestern hielt an, das Wetter war aber sonnig. Vergaßen den Ball. Zum Mittagessen gab's geschmorte Gurken und Kartoffeln, als Nachspeise Apfelmus. Nachmittags bauten wir ein Floß. Es trägt nur einen und den kaum. Mutti wurde von einer Wespe gestochen. Beim Nachhausegehen vergaßen wir abermals den Ball. Das Abendbrot: wenig Blumenkohlsuppe und zwei Stullen, Butter und Weißkäse. Außerdem aßen wir noch die zwei Brötchen vom Kaffee und ich dann noch zu Hause vier Stullen und drei Äpfel, die anderen aßen weniger.

Schrieb Tagebuch von gestern, dann zum Frühstück: ein Brötchen, zwei Stullen und wieder 20 g Butter und 30 g Marmelade. Dazu den üblichen Liter Kuhmilch, den Mutti täglich kauft. Am Fenchelberg badeten wir und beschlichen uns, spielten Faustball und Fangeball. Mittags gab es eine Tasse Brühe, 100 g Schweinebraten, Rotkohl und Kompott (Kirschen). Um halb vier: Kaffee und zwei Stückchen Streuselkuchen. Anschließend gingen wir nach Dagow zum Konditor, dann weiter zum Peetschsee, an den Traderwiesen entlang. Es war ein schöner Weg durch herrlichen Wald. Bei Augusta-Höh am Peetschsee badeten wir. Der Peetschsee liegt schon in Mecklenburg. Wir kamen gerade rechtzeitig

zum Abendbrot: Fleischsalat, drei Stullen mit Butter und Limburger Käse. Das Wetter ist sehr windig.

Wachte um halb sieben auf, las das Buch zuende. Papa kam rein, sagte: „Ihr stinkt wie die Ziegenböcke“ und machte das Fenster auf. Auf dem Wege zum Fenchelberg sahen wir ein Reh aus 15 Meter Entfernung, wie es langsam im Wald verschwand. Badeten in den großen Wellen. Fotografierte Reinhard und den See, fing an, eine Kiefer zu zeichnen. Als wir dann den See zeichnen wollten, kam ein dünner Mann und ging immer um uns 'rum, wobei er so tat, als ob er etwas suchte. Manchmal guckte erst an den Bäumen hoch, dann wieder auf seine Uhr. Papa sagte: „Wir wollen mal weggehen, der sucht vielleicht was.“ Als wir dann beim Lagerplatz waren, sahen wir ihn um eine Ecke verschwinden. Vermutlich ein Irrer.

Kurz nach zwölf zum Mittagessen: Kirschsuppe, Gulasch. Danach wieder zum Fenchelberg. Der Himmel bewölkte sich immer mehr. Bauten eine Steinmauer für einen Teich. Papa wusch Strümpfe, Mutti, die später kam, ein Hemd. Gegen Abend schwamm Papa ans gegenüberliegende Ufer: hin und zurück in 50 Minuten. Abends um sechs kam die Sonne heraus. Zum Abendbrot gab's Kartoffelsuppe und zwei Stullen, dazu 10 g Butter und Jagdwurst. Mir fiel der Teller und eine mit Butter beschmierte Stulle runter. Während ich alles aufhob, entfuhr mir das Wort „Scheißdreck“. Leute schielten herüber, mache mir nichts draus. Zum Abschluß ein Glas dunkles Bier. Meine Wurst bekam Teggi, der Hund des Schusters. Er wedelte wie wild mit dem Schwanz.

Um halb acht aufgewacht, dachte, meine Uhr steht, denn das war noch nie vorgekommen. Stand schleunigst auf. Nach dem Frühstück ging Mutti zum HO und stand nach Butter an. Es fing an zu regnen und regnete bis Mittag. Zum Mittagessen gab's Wirsingkohl mit Hammelfleisch. Wir machten eine Tour über den Fenchelberg nach Schönhorn am Großen Glietzensee und von da nach Steinförde an der

Havel (Steinhavel). Der Weg ging auch am Kleinen Glietzensee vorbei, fast nur durch Wald, auch durch Fichtenwald. Dort fanden wir Pilze. In Steinförde aßen wir im Gasthaus unsere Schrippen. Steinförde ist ein kleines Dorf, die Havel ein dreckiger breiter Fluß mit Dampferverkehr. Auf dem Rückweg regnete es. Wir sahen ein Wildschwein. Über Augustablick am Peetschsee, wo Papa badete, und Dagow kehrten wir zurück. Meine Turnschuhe waren naß. Abendbrot: Milchsuppe mit Nudeln, Salzkartoffeln mit Senfsoße, ein Ei sowie Kuchenbrot vom Nachmittag. Streichelten das Schwein des Schusters. Ging ins Bett, mußte plötzlich aufs Häuschen, war aber im Nachthemd. Machte daher in den Nachttopf. Weil es so stank, stellten wir ihn in den Ofen.

Stand auf und machte den Nachttopf sauber. Nach dem Frühstück wollten wir einen Kahn mieten, kamen aber zu spät. Gingen zum Fenchelberg. Ab und zu kam die Sonne durch. Mutti sonnte sich, ich zeichnete Glockenblumen, Papa tuschte den See und Reinhard sah ihm zu. Als ich fertig war, machte ich Steinstoßen. Dann badeten wir, das Wasser war warm. Mittags aßen wir Bratklops, Mohrrüben, Salzkartoffeln. Nach dem Essen lasen wir bis zum Kaffee. Papa bekam sein verlorenes Messer wieder, es war im Hotel abgegeben worden. Dann wieder zur alten Stelle. Es fing an zu regnen, wir spielten Fangeball, ich tauchte. Abendbrot: Tomatensalat, Gurkensalat, Stullen mit Butter. Um halb neun gingen wir zu einem Mandolinen-Orchester. Es spielte Volkslieder aus verschiedenen Ländern, sehr schön. Zu Hause schliefen wir sofort ein.

Heute bestiegen wir unseren gestern bestellten Kahn und ruderten los. Es machte riesigen Spaß. Wir durchfuhren fast den ganzen See und badeten dabei. Um halb eins kehrten wir zur Bootsvermietung zurück. Der Besitzer ist ein humorvoller alter Mann mit Vollbart. Mittags gab's Schweinebraten, eine handtellergroße, zentimeterdicke

Scheibe, grüne Bohnen und Salzkartoffeln, als Nachtisch Pudding mit Saft. Nach dem Kaffee gingen wir zum Fenchelberg. Zum Abendbrot: drei Stullen, 15 g Butter, Weißkäse und eine Scheibe Wurst. Bestellten noch je eine Flasche Dunkel.

.....

Trampen

Peter 1955

Eines Tages ging ich zur Gendarmerie und verlangte ein Visum nach Deutschland. „Was soll das bedeuten?“ fragte der Schutzmann, der hinter einer Barriere saß, damit ihn nicht so leicht die Hunde ins Bein beißen können. „Ein Visum,“ begann ich zu erklären, „das ist eine Art Ausweis, mit dem ich berechtigt bin, die Grenzen eines Landes zu übertreten, ohne daß man mit blauen Bohnen herumknallt. Es gibt verschiedene Arten von Visa, das ist die Mehrzahl von Visum, z.B. Visa zur Ausreise aus einem Lande, oder solche ...“ Er unterbrach mich und behauptete, er habe danach nicht gefragt und wüßte allein, was ein Visum ist. „Verzeihung, Herr Ordnungserzeuger,“ stellte ich richtig, „ich weiß es genau, daß Sie fragten, was es bedeutet!“ - „Ja, Donnerwetter, ich meine, was Ihr alberner Antrag auf ein Visum nach Deutschland bedeuten soll!“ - Ja Donnerwetter,“ sagte ich, „das bedeutet, daß ich nach Deutschland fahren will.“ - „Aber Sie sind doch in Deutschland!“ - „Natürlich bin ich in Deutschland! Deswegen brauche ich ja auch ein Visum nach Deutschland, denn sowas gibts nur in Deutschland! Hier haben doch die bösen Geister die roten Striche durch die Wiesen und Felder gemalt!“

Er starrte mich an. Dann frug er ganz leise, was für Geister und rote Striche ich meine. Da sagte ich: „Die eine Majestät von Deutschland erklärt, daß sie „wägen de nadsionale Schbaldung prodesdiert“. Die andere Majestät von Deutschland erklärt, daß auch sie von „janzem janzem Herzen“ gegen die Linien im Land sei, die man als Grenze bezeichnet. Da nun auch alle übrigen Männer und Weiber dagegen sind, was bleibt da übrig, als daß böse Geister die Grenzen gemacht haben?“

Es dauerte einige Zeit, doch ich bekam meinen Paß. Im Sommer enterte ich einen Zug, der irgendwohin fuhr, was ich vergessen hab. Dietrich, ein prosaischer Mensch, fuhr auch mit. Wir sahen zum Fenster hinaus, aber das ist wohl uninteressant zu beschreiben, weil das jeder genauso sehen kann, wenn er da lang fährt. Dann kamen wir in Helmstedt an und verließen den Zug, denn wir hatten nur bis Helmstedt bezahlt. Als wir auf dem Bahnsteig über die Schienen stiegen, weil uns der Tunnelübergang zu beschwerlich war, tobte der Kallenfritze herum. Das kam uns sehr gelegen, denn wir konnten ihn gleich nach dem Weg fragen. In diesigem Wetter fanden wir die Jugendherberge und ordneten unsere Sachen, die von den Zoll-Leuten zerwühlt waren. Dann holten wir uns Essensgutscheine und begaben uns zum Grenzpunkt für Motorfahrzeuge, wo unser Trampen begann.

Romantik und Trampen haben das „a“ in der Mitte des Wortes gemeinsam. Das jedoch nur in der Schrift, denn Trampen ist englisch, wo „a“ nicht ein „a“, sondern ein „ä“ ist. (Die Engländer haben ja einen Spleen.) Trampen ist, wenn man die Nacht in den Büschen gepennt hat, wenn's kalt ist und pißt und man an einer zugigen Ecke auf der Landstraße steht und mit dem Daumen rasende Autos anzuhalten versucht. Denn Trampen ist das Betteln ums Mitfahren, was man mit dem erhobenen Daumen anzeigt. Wir hatten noch nie getrampt. Während ich schüchtern von Auto zu Auto sah, sauste Dietrich energisch dazwischen herum und stürzte sich auf die Leute: „Guten Tag, mein Herr, mein Name ist Dietrich, hä, Abiturient aus Berlin, auf der Reise durch Deutschland, zwecks deren ich bitte, mich und den Freund mitzunehmen.“ Er dienerte zackig und vollführte vor einigen Fernfahrern Verbeugungen, bis sich ein Herr erbarmte, der mit seiner Oma nach Afrika wollte. Der nahm uns mit bis nach Braunschweig.

Hier regnete es. Unter einer Brücke stiegen wir aus und wanderten kreuz und quer durch Siedlungen, bis wir meine

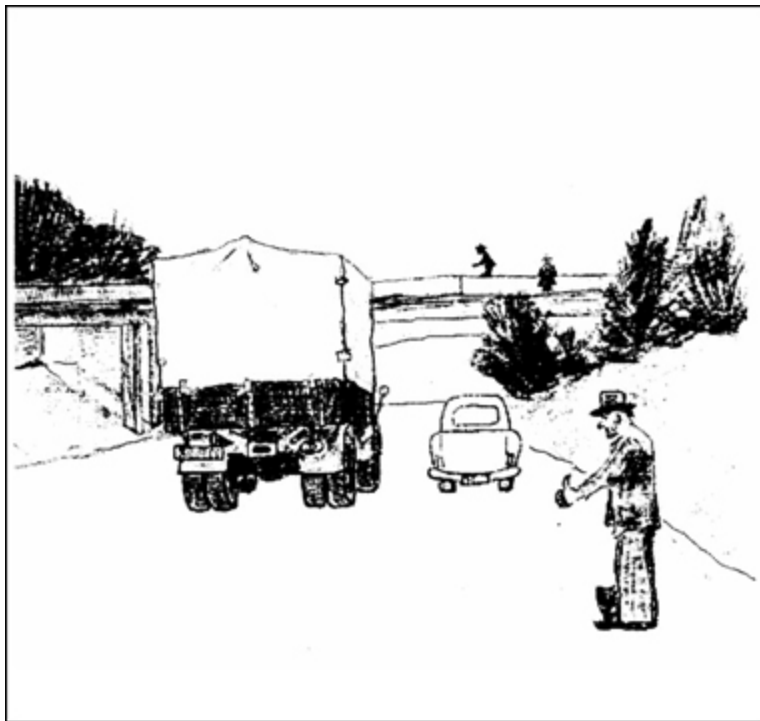
Tanten aufspürten. Es sind eigentlich zwei, die mir gehören, es war aber noch eine dritte da, was die Freundin von Tante Lolli ist und Edelweiß heißt. Die richtigen Tanten sind auf Schloß Ihlow erzogen, weshalb sie so vornehm sind, daß sie nicht miteinander sprechen. „Bon,“ sagte Tante Asta, die älteste Tante, als sie mich sah, denn sie beherrschte die französische Sprache. „Es tut mir unendlich leid, werte Muhme,“ erwiderte ich, „aber wir vermögen deinen Sprachen nur langsam zu folgen, besonders der Dietrich, der dafür ein Meister des Russischen ist.“ Sie sah auf ihn hin und streckte die Hand aus. „Dann nehmen Sie fürlieb mit einem Wodka, Herr Dietrich!“ Und während wir „fürlieb nahmen“, erzählte sie uns von ihren „alpinen Errlebnissen“ und der „Herrzogin Amalie von Brrraunschweig“ und deren abgetragenen Pelzjäckchen. Als wir sie zum „Keks-Tee“ allein ließen, taumelte Dietrich noch fassungslos hinter mir drein. Wir begaben uns in den anderen Flügel des Hauses, will sagen ins Nebenzimmer, wo Tante Lolli ein Bett aufgestellt hatte.

Tante Lolli war groß wie ein Baum, sprach mit sopraniger Stimme und war so gescheit wie eine mannlose Hebamme nur sein kann. Da war alles „Unsinn“, was über die Gehirnkapazität eines Säuglings hinausging. Wenn aber das Essen kam, fuderte sie maßlos in sich hinein und erstickte uns fast mit ihren Torten. Widersprechen war „ungesund“, sowohl beim Essen wie in der Politik. Sie verstand sich vortrefflich mit Schwester Edelweiß, die aus Amerika war und uns den neuweltlichen Erwerbssinn demonstrierte. Sie kaufte nämlich Sonnenbrillen *en gros* ein, wobei sie am Preis herumhandelte, und versuchte die dann einzeln wieder abzusetzen.

Drei Tage vergingen und Dietrich trampete nach Eschwege zu seinen Verwandten. Dann kam Eberhard. Er war 300 Kilometer mit dem Fahrrad gefahren und müde wie ein Gießereiarbeiter. Übrigens auch ebenso dreckig. Aber die sprachliche Tante kochte ihm Wasser, und er wusch sich,

und die Hebamme wunderte sich, wieviel das „arme Kind“ aß. Am Abend marschierte die Partei der Kommunisten mit Fackeln durch die Straßen und sang fromme Lieder. Es waren ahnungslose Engel. Sie wußten nicht, daß sie demnächst verboten würden, was sie übrigens den Engeln viel näher bringt, als wenn sie selbst angefangen hätten, den Leuten zu verbieten. Dann werden nämlich die Engel Bengel. Am nächsten Morgen ließen wir unsere Tanten zurück, und es begann unsere eigentliche Tramptour. Tante Lolli schenkte mir 70 Mark Bargeld, und Tante Asta rief uns ein überschwengliches „Arrividerci“ nach. Dann waren wir vogelfrei.

Exkurs über die Kunst des Trampens



Das Trampen, meine Damen und Herren, ist keine Glücksache. Der große Komponist hat auch nicht einfach Glück gehabt, als er die Symphonie XYZ schrieb, sondern er faßte die Töne und Tonmöglichkeiten der Welt so genial auf und setzte sie so genial wieder zusammen, daß unser

Gefühl einfach gepackt wird. Trampen ist eine Gabe, eine Gabe des Himmels, ein Appell an Auto und Fahrer, gerade hier und gerade jetzt anzuhalten. Und wenn das Auto sich wieder langsam in Bewegung setzt, schnurrend wie ein Kätzchen, und der Fahrer sich die Lippen leckt über die Delikatesse, einen Tramp im Auto zu haben, dann ist es richtiges Trampen: ästhetisch, schön, menschenwürdig und edel. Nur der Primitive stellt sich irgendwo hin und winkt solange, bis mal ein Auto hält, das ihn mitnimmt. Er hat dann „Glück“ gehabt - ungefähr das Glück, wie wenn er im Orchester mitspielt und zufällig mal den richtigen Ton zur richtigen Zeit anschlägt, nachdem er 10.000 falsche Töne gemacht hat. Nein! Trampen ist keine mechanische Arbeit. Der richtige Tramp winkt nur einmal oder biedert sich nur einmal an, dann hat er sein Auto. Denn der richtige Tramp weiß, welches „sein Auto“ ist, wo es fährt oder steht, wann es das größte Bedürfnis hat anzuhalten und wie der Fahrer beschaffen ist.

Man sagt, es ist Glück, wenn man einen Wagen erwischt. Da man dem Glück aber nachhelfen kann, ist es eben kein Glück mehr, sondern verteufelte Kunst. Die Frage ist, wie man dem nachhelfen kann. Sie ist nicht grundsätzlich zu beantworten, wie man auch nicht sagen kann: so oder so mußt du malen, dann wird es ein herrliches Bild! Der richtige Tramp kennt die Straßen, die in die Richtung gehen, in die er will. Entweder er fragt einen Ortskundigen, oder er errahnt die Straßen. Doch damit ist erst der Anfang gemacht. Wie Perlen an einer Schnur kann man sie stehen sehen, die kleinen Bahngeldeinsparer. Es ist die Geige, die man ergreift, wenn man musizieren will, man muß sie aber auch spielen können! Man muß wissen, wohin man sich stellt an der Straße.

Gesetzt, man will ein fahrendes Auto anhalten, dann ist es notwendig zu wissen: Wo hält ein Auto am liebsten? Auf der geraden Chaussee, wo es langbraust mit 140 Sachen? Wohl schwerlich. Ehe der Fahrer den Tramp überhaupt sieht, ist er

schon an ihm vorbei. Außerdem mag weder Fahrer noch Auto die plötzliche Störung: blitzschnelle Reaktion, Umschalten, Bremsen. Wird ja alles abgenützt, Nerven wie Material. Also - bei langsamem Fahren! An Kurven? Wenn sie unübersichtlich sind, bestimmt nicht. Im Ort, wo die Ausfallstraße beginnt, halten sie eher. Ebenso da, wo die schlechte Straße aufhört und die gute anfängt. Der Fahrer ist dann gut gelaunt: „Werde mal zeigen, wie ich loslege! Die kleine Verschnaufpause kommt mir grad recht, um dann so richtig üben Asphalt zu zischen!“ Beliebte sind auch Bahnübergänge. Hier fährt jeder langsam. Man stelle sich dahinter, und es ist wie nach der schlechten Straße. Davor hält er nicht an: das Bestreben, erst drüben zu sein, zieht Auto und Fahrer hinüber. Jedoch wenn die Schranke herunter ist, muß er halten und man kann fragen.

So gehts auch bei Verkehrsampeln, Baustellen und manchem anderen. Aber oft fährt er auch langsam und ist trotzdem nicht geneigt zum Halten: der Sonntagsfahrer, der sich nicht absolut sicher fühlt oder die Gegend begaffen will, oder wenn es bergauf geht. Man wird ja den Kohlenmann mit der Kiepe am Ast auch nicht anquatschen nach den Sehenswürdigkeiten der Stadt! Eine andere Sache ist das Trampen bei parkenden Autos. Hier muß man wissen, wen man wie anspricht. Wenn ein Fahrer anhält, dann nimmt er auch mit. Ein Wagen, der parkt, muß beurteilt, eingestuft und bearbeitet werden. Häufige Plätze, wo Autos rumstehen, sind Schranken und Ampeln, Gaststätten und Tankstellen. Besonders die letzteren sind ergiebige Objekte für den richtigen Tramp. Hier erweist sich sein psychologisches Können, wie er den Fall anpackt. Wir haben Tramps getroffen, die seit Stunden versuchten ein Auto zu kriegen. Ein anderer kam und erhielt sofort eins. Sie sagen Glück? Nein, sondern: *Veni, vidi, vici* - Eleganz und Können. Der richtige Tramp sieht schon am Auto, ob es geeignet ist oder nicht. Die kleinen und glänzend geputzten Goggomobile und Lloyds sind untauglich. Ihre Besitzer sind

winzige Beämtchen, denen die drei Pfennige zusätzliches Benzin die geizige Gurgel abwürgen möchten. Und dann sind sie auch etwas Besseres: sie haben ein Auto, und der da, der nichtstuerische Strolch, der hat keins! Auch die ganz großen Dinger, die mit Chauffeur, sind meistens nicht geeignet. Der gefahrene Diplomat oder Direktor ist viel zu verbissen in seine Konkurrenten, als daß ihm ein mildtätiges Landstreichergefühl aufkommen könnte. Aber vielleicht hat er auch Angst um seine Brieftasche.

Am besten sind mittlere Wagen, leicht angestaubt und mit einzelnerm Herrn, der auf Geschäftsreise ist: Vertreter, Kleinindustrieller o.ä. Gut eignen sich auch Lastkraftwagen, die über Land gehen und von den Matrosen der Landstraße gelenkt werden. Nur leider besteht hier seit kurzem oft ein Verbot für die Fernfahrer, weil die Firmen Angst haben, im Falle eines Unfalls auch für den Tramp zahlen zu müssen. Grundsätzlich jedoch nehmen beide Arten von Wagen gern mit, weil sie sich auf den oft hunderte Kilometer langen Strecken langweilen. Der Tramp hat dann die Aufgabe, den Fahrer zu unterhalten und ihm Geschichten zu erzählen, was er wohl gern tun wird. Wir jedenfalls waren nie wortkarg. Die psychologische Hauptschwierigkeit liegt im Erkennen des Wesens der Person und ihrer Augenblicksstimmung. Wir kannten einen, der fuhr am liebsten mit Jehovas Zeugen. Er sah auf unendliche Entfernung dem Auto schon an, daß es ein frommes war, und verstand es, sich so zu benehmen, daß das Auto anhielt und der Mann auf ihn zutrat: „Möchten Sie mitfahren?“ Die Lust, sich bekehren zu lassen, stand ihm auf dem Antlitz geschrieben. Und er ließ sich immer von neuem bekehren. Die Augenblicksstimmung richtet sich etwa danach, ob der Mann besser gelaunt ist bevor er gegessen, also im Angesicht der leckeren Speisen einer Raststätte, oder nachdem er sich den Wanst aufgefüllt hat.

Der richtige Tramp wartet nicht, bis einer kommt, der zufällig das Bedürfnis hat, einen Tramp mitzunehmen, sondern er erzeugt dieses Bedürfnis bei dem Fahrer. Er

erzeugt es durch seine Persönlichkeit. Er kleidet sich nicht zerlumpt wie ein Strolch und nicht elegant wie ein vornehmer Ganove, auf den die Polizei schon am Bahnhof wartet, sondern wie ein Wandersmann. Kurze Hosen wirken immer. Wenn er auf den Fahrer zutritt, muß er ihn abgeschätzt, in ihm ein Bedürfnis erzeugt haben und gleichzeitig unsichtbar die Erfüllung dieses Bedürfnisses versprechen, wenn er ihn mitnimmt. Für dieses Bedürfnis ist wichtiger noch als die Worte, mit denen er um die Mitfahrt bittet, das Fluidum, jenes Etwas von Herz zu Herz, das nicht zu beschreiben ist und was den Herrn des Wagens bezwingt. Wir haben das oft ausprobiert: nicht und nicht klappte es. Dann zieht man sich zurück, konzentriert sich auf die innere Kraft, geht dann wieder ans Werk, - und drei Minuten später lehnt man sich in die Sitzpolster eines fetten Mercedes. Was man spricht, wie man spricht, ist natürlich von Bedeutung. Immer von Vorteil ist, ein nahes Ziel anzugeben, das man später ja noch verlängern kann. Dem Fahrer ist es unmöglich zu leugnen, daß er da wenigstens vorbeikommt, und es erscheint ihm weniger verlangt, den Tramp mitzunehmen, als wenn der ihn bittet, ihn nach Honolulu zu fahren. Die Art, wie man anfragt, ist so unterschiedlich wie die Person des Fahrers. Der Geschäftsreisende ist in lässig-exakter Weise zu fragen, für das ältere Ehepaar darf es keinen netteren jungen Mann geben als den „reisenden Studiosus“, und den Fernfahrer, der am Vorderrad steht und einen plätschert, redet man etwa so an: „Guten Tag, Meister! Wie wär’s, wenn im Anhänger noch’n Plätzchen frei wär für ‘nen müden Kumpel?“

Im Übrigen ist nichts widerlicher, als sich aufzuschwatzen, wie es manchen beliebt. Es gibt natürlich auch Gewaltkuren, die immer richtig sind, was das Mitfahren betrifft, die aber zu störend auf die Harmonie der Natur wirken. Eine der netteren dieser Methoden ist das Bewußtlosstellen, wozu man sich auf den Damm legt, die Zunge rausstreckt und die Augen verdreht. Man kann auch den Fahrer mit einem Stilett

bedrohen: „Wenn du mich nicht mitnimmst, old boy, sehe ich mich leider gezwungen, deine Kaldaunen zu kitzeln!“ Oder wenn man eine Frau ist - aber schweigen wir lieber darüber.

Das Thema ist nicht erschöpft, meine Damen und Herren, ebensowenig wie man sich in Worten über eine Symphonie erschöpfen könnte. Ich wollte nur darauf hinweisen, was ein richtiger Tramp ist. Dabei muß gesagt werden, daß der „richtige“ Tramp der ideale Tramp ist, und den idealen Tramp gibt es nicht. Wir jedenfalls haben oft hunderte von Autos vorbeilassen müssen, bis mal eins anhielt. Wir haben uns dreißigmal an den Falschen gewandt, bis es der Richtige war, und standen oft an den unmöglichsten Stellen. Aber es macht sich so gut, wenn Ideale da sind. Und hin und wieder haben wir auch versucht, den idealen Tramp zu erreichen. Und das ist doch auch schon etwas.

Richtung Süden

Als wir die Tanten verlassen hatten, bekamen wir ein Auto, das nach Salzgitter fuhr, was ein Kaff weit im Süden ist. Dann fuhren wir über Seesen bis zu einer Kreuzung, mitten zwischen den Feldern. Als keiner anhielt und die Bauernkinder schon Wetten abschlossen, ob wir hier übernachten müßten oder nicht, fingen wir uns ein Gör und benutzten es als Aushängeschild. Und richtig, das heischte Mitleid und verwischte den Eindruck der Straßenräuberei, der bei zwei einzelnen jungen Kerlen wohl aufkommen konnte. Es war eine einzelne Frau, die anhielt und ganz entsetzt war, als das Kind nicht mit einstieg. Wir aber wälzten uns schon behaglich auf den Rücksitzen. Zwei weitere Autos brachten uns bis nach Göttingen, wo wir in einen Ford überwechselten. Der gehörte einem Yankee mit dem brutalsten Gesicht, das mir je untergekommen ist. Er knautschte Kaugummi und konnte kein Wort deutsch. Und da wir Deutsche waren und kein Wort yankeisch konnten,

fuhren wir 70 Kilometer an Kassel vorbei, wo wir längst hätten abbiegen müssen, um Eschwege zu erreichen. Wir stiegen wieder aus, wo kein Ort war und begannen zurückzulaufen.

Dann nahm uns ein Limonadenauto mit bis nach Hersfeld. Als wir da ankamen, war es schon dunkel und wir waren müde und suchten einen Unterschlupf für die Nacht. Es schien nichts zu geben, denn alles sah teuer aus, und wenn jemand geizig war, waren wir es. Endlich fand sich am Rande des Städtchens eine Scheune auf einer Wiese, die umzäunt war. Die Scheune selbst war mit Schlössern und Stacheldraht verbarriadiert. Aber wir entdeckten eine Klappe am Dach, die Eberhard aufbrach. Gegen Morgen weckte mich ein Faustschlag von ihm. Ich taumelte hoch, aber er zog mich wieder runter: der Bauer war da und schloß an der Haupttür! Wir sahen durch die Latten ein Fuhrwerk mit etlichen Männern, die Stroh holen wollten. Da warfen wir unsere Sachen aus der Klappe, die Säcke, die Decken und die Fotoapparate, und sprangen hinterher, die dreieinhalb Meter hinab, und rasten davon, als wenn die Kerle hinter uns wären.

Dann wuschen wir uns in einem Fließ, aßen etwas Speck und Brot und machten uns wieder auf den Weg. Jetzt sollte mein Bein strapaziert werden, das von einem früheren Sturz noch arg mitgenommen war. Die Straßen in unserer Richtung waren im Bau, und alles ging über eine Umleitung. Wir erwischten kein Auto und beschlossen zu wandern. Es war heiß, langweilig und beschwerlich. Endlich, in Bebra, hatten wir Glück und wurden mitgenommen. Es war ein Schweinefuhrwerk, man konnte sich im Laderaum nur durch Balancieren auf den Schutzblechen vor dem Versinken in der Scheiße bewahren. Von dem Schweinefuhrwerk stiegen wir in Sontra um in einen Opel-Kapitän. „Ich weiß nicht, das riecht hier so nach Mist, ich sehe aber gar nichts,“ sagte der Fahrer. „Oh,“ erwiderten wir, „auf dem Lande riecht es ja

meistens nach Mist. Wahrscheinlich ist der Mist auf den Feldern schon untergegraben, weil man ihn nicht sieht.“



In Eschwege trafen wir Dietrich und seine Tante. Wir schliefen in der Jugendherberge, wurden aber von der Tante sorgsam gepflegt. Der Wirt der Jugendherberge fragte uns, ob wir Schlafsäcke hätten. Wir sagten ja, denn dann braucht man nur halb soviel zu bezahlen. Wir hatten aber keine, sondern nur unsere dreckigen Decken, mit denen wir schon in der Scheune gepennt hatten. Denselben Tag briet uns der Küchenmeister noch einige Würste, die etwas alt waren, denn sie stammten noch aus Berlin. Sie schmeckten schauderhaft, vielleicht weil sie schon einen grünlichen Schimmer hatten. Wir schenkten sie einem Türken, der sie auffraß. Dann machten wir eine Tour mit der Tante und Dietrich und den anderen Verwandten zum Hohen Meißner. Das ist kein Fürst, sondern ein Berg in der Nähe. Man kann auf ihm lange anstrengend hin- und herlaufen und von oben heruntersehen, was eine bewaldete Aussicht ergibt.



Der Abschied erfolgte, und wir zogen wieder los. Es war frühmorgens, die Erde duftete frisch in der Sonne, wir hatten geschlafen und waren satt. „Was meinst du, was ist wohl der Grund, weshalb wir hier rumlaufen?“ begann Eberhard. - „Ich würde sagen, es sind viele Gründe, äußere und innere. Äußere zum Beispiel, weil wir vor einigen Tagen nach Eschwege gekommen sind. Wenn wir nach Sylt getrampt wären, könnten wir hier nicht entlanggehen. Oder wenn wir jetzt in eine andere Richtung wollten, würden wir auch woanders herumspazieren.“ - „Ja, ich meine aber überhaupt den Grund! Warum laufen wir überhaupt irgendwo herum?“ - „Das wäre dann der innere Grund, wenn ich so sagen darf. Mir scheint, daß sich auch dieser wieder differenzieren läßt. So ist es zum Beispiel Mode, sich in den Ferien herumzutreiben, anstatt gemütlich zu Hause zu sitzen, zu fressen und sich zu sonnen.“ - „Na ich meine den noch inneren Grund!“ - „Ich meine, der letzte Grund ist, daß wir leben. An sich ist es egal, wo wir rumwandern, nur müssen wir überhaupt wandern oder uns anders